

Insgesamt dreizehn Beiträge von Marxisten und kirchlichen Würdenträgern zum heutigen Verhältnis zwischen den Kirchen in Ungarn und dem kommunistischen Staat, darunter jener Aufsatz des stellvertretenden Ministerpräsidenten Gy. Aczél, der die heutige Kirchenpolitik der Regierung grundlegend beschreibt (S. 39—54), sowie ein Beitrag des Leiters des Staatlichen Kirchenamtes, Imre Miklós, über »die Beziehungen neuen Typus« zwischen Staat und Kirche (S. 5—13).

Pál I. Fónyad

Wien

KULTUR UND VOLKSKUNDE

Thomas Mann und Ungarn. Essays, Dokumente, Bibliographie. Mit einer einleitenden Studie hrsg. v. Antal Mádl und Judit Györi. Köln, Wien: Böhlau 1977. 694 S.

In den letzten anderthalb Jahrzehnten sind in der deutschen Germanistik, die modeanfällig ist wie eh und je, Materialien- und Dokumentationszusammenstellungen insbesondere zur Wirkungs- und Rezeptionsgeschichte einzelner Dichter derart in Mode gekommen, daß man sich bei gar nicht wenigen fragen muß, ob sie letztlich einem anderen Zweck dienen als dem Geschäft des Verlegers oder der »Autoren«- Eitelkeit des Herausgebers, so schlichtweg überflüssig waren und sind sie.

Nicht so die vorliegende Publikation. Die Frage nach ihrer sachgegebenen Notwendigkeit ist beantwortet, bevor sie gestellt ist: die Antwort ergibt sich unmittelbar aus dem Umstand, daß sowohl der »einfache« Thomas-Mann-Leser als auch der Thomas-Mann-Kenner und -Forscher genauere Auskunft und Aufklärung über die auffallend häufigen Ungarn-Bezüge im Werk und die noch weit zahlreicheren Ungarn-Beziehungen im Leben des »großen Thomas« (G. Benn) bislang nicht selten vergeblich suchen mußten. Diesem Desiderat der Thomas-Mann-Forschung abzuhelfen ist ohne Zweifel die vornehmste Aufgabe des auf fast 700 S. vorgelegten »Ergebnisses einer Kollektivarbeit« (S. 9) ungarischer Germanisten und Germanistikstudenten. Es ist vom Thema und von den Bearbeitern her gesehen nur selbstverständlich, daß das Buch zunächst als Beitrag zur Thomas-Mann-Forschung gelesen sein will. Daß es indessen mehr leisten will (S. 7) und in der Tat mehr leistet, spricht für Umsicht und Geschick des Teams im Umgang mit der beachtlichen Stofffülle; denn durchaus nicht nur zufällig und nebenbei, sondern der Konzeption gemäß entstand gewissermaßen immanent ein in sich geschlossener und daher sinnvoller und interpretierbarer Beitrag zum literarischen Leben und zur Geistesgeschichte Ungarns vor allem in der Zwischenkriegszeit. Thomas-Mann-Forschung und Ungarn-Kunde können also gleichermaßen mit der Erwartung auf Zugewinn für ihren jeweiligen Forschungsbereich zu dem Band greifen. Und die Erwartung wird sicher nicht enttäuscht, wenn alles in allem auch nicht ganz erfüllt — so viel sei vorwegnehmend gesagt.

Für die Darbietung des vom Umfang her allemal imposanten Materials haben die Herausgeber folgende Anordnung gewählt: ein knappes Vorwort

(S. 7—10) mit Hinweisen zu Absicht, Anlage und Benutzung des Werkes und eine einleitende Studie »Einführung in die Problematik« (S. 13—64) aus der Feder von A. Mádl und J. Györi sind den Teiler des voluminösen Bandes vorangestellt, die das Buch zum Arbeitsbuch machen. Es sind dies: Essays (S. 67—263), Dokumente (S. 267—491), Zeittafel (S. 495—512), Bibliographie (S. 516—608), Bildtafeln (S. 611—674) sowie drei erschließende Register (S. 677—694), die dem Leser mit einem Verzeichnis der Werke Thomas Manns (S. 677—679), einem Namensverzeichnis (S. 680—690) und einem Register der Periodika (S. 691—694), die ausgewertet worden sind, weiterhelfen.

Daß der Rez. angesichts der Fülle des Dargebotenen von einer erschöpfenden Besprechung auch nur der wichtigsten Aspekte ebenso absehen muß wie von einer ins einzelne gehenden kritischen Auseinandersetzung, enthebt ihn nicht der Pflicht, seine Beobachtungen wenigstens in Umrissen und seine Bedenken wenigstens punktuell wertend darzulegen. So, und nur so, sind die nachstehenden Bemerkungen gemeint.

Mit der einleitenden Studie haben sich die Verf. die Aufgabe gestellt, dem Leser eine »Einführung in die Problematik« an die Hand zu geben. In vier etwa gleich langen Abschnitten skizzieren sie Fakten und Probleme zu den Fragebereichen, die die »Begegnungen« (S. 13—25) Thomas Manns mit Ungarn, »Das ungarische Thomas-Mann-Bild« (S. 25—36), »Erwartungen (sc. des ungarischen Publikums an Thomas Mann als homo politicus) und ihre Erfüllung« (S. 36—48) sowie schließlich »Ungarische Elemente im Werk Thomas Manns« (S. 48—64) umgreifen. Die Verf. entledigen sich der selbstgestellten Aufgabe mit gutem Anstand: der Leser wird in durchaus informativer Weise in den komplexen Gegenstand eingeführt. Daß die mitgeteilten Fakten ungleichwertig sind, liegt in der Natur der Sache. Was die Verf. aber bewegen haben mag, Thomas Manns schlichte briefliche Mitteilung, daß Freud ihm eine Flasche Tokajer ins Hotel gesandt habe, überhaupt aufzunehmen und obendrein noch unter dem Abschnitt »Ungarische Elemente im Werk Thomas Manns« (S. 49), wird ihr Geheimnis bleiben. Dergleichen ist dazu angetan, das Vertrauen des Lesers zu verunsichern, zumal auf derselben Seite ein Zitat aus den »Bekenntnissen...« falsch zugeordnet wird — nicht Krull berichtet über seine Herkunft, sondern Professor Kuckuck glänzt mit seinem genealogischen Wissen — und wenige Seiten weiter die Geschichte von Leverkühns tragischer Infizierung sinnentstellend schief referiert wird (S. 53). Wenn man dann schließlich in der ganzen Studie vergebens nach einer auch nur ansatzweise angemessenen Würdigung der Bedeutung Karl Kerényis für das Werk von Thomas Mann sucht¹, wird man hinsichtlich der Erträge der Untersuchung und ihrer methodischen Fundierung doch recht skeptisch. Zwei Beispiele mögen das weiter verdeutlichen. Die ganze umständliche, schwerfällige und letztlich ergebnislose Spekulation (S. 41f) — mehr ist es nicht — über die Gestalt der Rózsa in den »Bekenntnissen...« hätten sich die ungarischen Forscher sparen können, wenn sie sich die Chronologie zur Genesis des Werkes etwas genauer angeschaut und die methodisch erforderlichen Folgerungen daraus gezogen hätten. Nicht überzeugender in seiner methodischen Grundlegung ist das Ergebnis der Untersuchungen zur Herkunft von Thomas Manns »neuem Humanismus«. Obgleich es ihnen offenbar ein Herzensanliegen ist, gelingt es den Verfassern nicht, mit den Mitteln der Literaturwissenschaft überzeugend nachzuweisen, daß dieser »neue Humanismus« unter dem Einfluß ungarischer Freunde und ungarischer Verhältnisse gereift ist. Der Rez. bezwei-

¹ Gerade weil Kerényi-Dokumente mit Absicht als »international bekanntes Material« (S. 8) übergangen sind, ist in einer Studie, die als Einführung (!) gedacht ist, eine solche Würdigung unerlässlich.

felt nicht, daß dieser Nachweis methodisch sauber geführt werden kann, er stellt nur fest, daß er in der Studie nicht geführt wird — und daß die beharrliche Wiederholung der These, daß dem so gewesen sei, den Nachweis nicht ersetzt. Den unübersehbaren Schwächen dieser einleitenden Studie im Bereich philologischer Untersuchung stehen ihre Verdienste gegenüber dort, wo es gilt, dem Leser die Fülle einführender Informationen geordnet zu vermitteln: was Ungarn für Thomas Mann und sein Werk bedeutet hat, wie vielfältig und tief seine menschlichen Bindungen zu ungarischen Freunden waren, wie lebhaft sein Interesse für ungarische Literatur und Kultur war, wie sehr er umgekehrt mit Werk und Wesen die ungarische Geisteswelt bereichert hat und bereichert — all das vermag die »Einführung« zu vergegenwärtigen: kein geringes Verdienst.

Eine Dokumentation von eigenem Rang stellen die 25 Texte dar, die auf den folgenden fast 200 S. unter dem nicht ganz zutreffenden Titel »Essays« zusammengeordnet sind. Neben Essays finden sich Aufsätze, Betrachtungen persönliche Erinnerungen, Würdigungen und literaturwissenschaftliche Untersuchungen — von unterschiedlichem Umfang und Gewicht, gewiß, aber förderlich, anregend oder zumindest reizvoll Text für Text. Dafür bürgen Namen wie Lukács, Kosztolányi, Hatvany, Turóczy-Trostler, Sóter oder Előd Halász, um nur einige der zweiundzwanzig Autoren, die Berücksichtigung fanden, zu nennen, dafür bürgt aber auch die Vielfalt der behandelten Aspekte: den größten Raum beanspruchen Besprechungen, Würdigungen und Untersuchungen zu einzelnen Werken Thomas Manns, doch sind Arbeiten zu seinem Leben, seiner Entwicklung, seiner Weltanschauung, seiner Wirkung deshalb nicht an den Rand gedrängt. Mit den »Essays« liegt — das ist nicht zu viel gesagt — ein Buch im Buche vor, eine geglückte Auswahl von ungarischen Thomas-Mann-Studien aus einem Zeitraum von sechzig Jahren, die zweierlei leistet: sie dokumentiert für die Jahre 1909 bis 1969 den jeweiligen Stand und die Fortentwicklung der ungarischen Mann-Rezeption auf höchster Ebene sozusagen (und trägt damit zur Bereicherung der Ungarn-Kunde bei) und sie bietet der Thomas-Mann-Forschung eine handliche Zusammenstellung bislang weniger bekannter oder schwer zugänglicher »Essays« zu Werk und Leben des Dichters. Die Bearbeiter taten ein übriges und versahen jeden Text mit knappen Anmerkungen, die sich allerdings auf Hungarica beschränken. Hinweise auf die Eintragung in der Bibliographie und ggf. auf Bildtafeln fehlen leider, der Leser muß sie ziemlich mühsam realisieren.

Nahezu unübersehbar ist die Flut von Einzelinformationen, die sich in den 199 ausgewählten Belegen für die »Dokumente« auf weit über zweihundert Seiten finden. In chronologischer Abfolge — von 1904 bis 1955 — veranschaulichen und vergegenwärtigen die (z.T. gekürzten) Briefe, Reportagen, Interviews, Zeitungsberichte, Glossen, Kommentare, Erinnerungen u.a. die Geschichte der Begegnungen und Beziehungen zwischen Thomas Mann und seinem ungarischen Publikum. Es dürfte die Thomas-Mann-Forschung interessieren, daß mehr als ein Drittel der Belegtexte von Thomas Mann stammt — die Äußerungen in den zahlreichen Interviews nicht mitgerechnet —, darunter auch Erstveröffentlichungen (S. 335 ff., S. 412, S. 485 f.). Ergiebiger ist das Material der »Dokumente« aber, wie kaum anders zu erwarten, für die Ungarn-Kunde: man gewinnt Einblicke im Geistesleben und Literaturbetrieb im Ungarn der zwanziger und dreißiger Jahre, kann sich von der früh einsetzenden und beharrlich-treuen Anhänglichkeit der ungarischen Intelligenz an Thomas Mann überzeugen, die sich von den Machthabern weit weniger einschüchtern ließ als das deutsche Bildungsbürgertum, erfährt Wichtiges über den Anti-Faschismus der Freunde und Verehrer Thomas Manns — und plötz-

lich wird aus dem Quellenmaterial (so etwa aus den Texten von György Bálint oder Pál Ignóty) ablesbar, was die einleitende Studie nicht evident zu machen vermochte, daß nämlich der »neue Humanismus« Thomas Manns wohl in der Tat aus seinen ungarischen Beziehungen erwachsen ist. Mehr noch als die »Essays« bedürfen nun freilich die Texte der »Dokumente« editorischer Aufbereitung und noch weniger und unzuverlässiger als dort wird sie hier von den Herausgebern geleistet. Beim ersten Blick bereits stellt man mit Befremden fest, daß die international nun schon allgemein übliche Zählung der Dokumente fehlt, eine Nachlässigkeit, die Auffindbarkeit und Zitierbarkeit der einzelnen Dokumente unnötig erschwert. Es erleichtert die Benutzung auch keineswegs, wenn die Querverweise auf die jeweilige Eintragung in der Bibliographie oder auf die Bildtafeln unerklärlicherweise grundsätzlich unterbleiben. Und man bedürfte ihrer so dringend! Wenn man erst gemerkt hat, wie im Fall der Beiträge der E. Neményi Daten und Fakten (S. 271. Anm.; S. 495, Zeittafel; Bibliographie, Nr. 886) verwechselt werden, daß Vornamen einmal in deutscher, dann in ungarischer Form angegeben werden, daß es die Herausgeber offenbar für sinnvoll halten, bei einem Thomas-Mann-Text anzumerken, daß das Original sich in der Nationalbibliothek in Budapest befindet (S. 327), auf das beigegebene Faksimile (Bildtafel Nr. 4) aber nicht verweisen: dann weiß man, daß es ohne mühselige Sucharbeit nicht abgehen wird bei der Lektüre. Nun gar erst die Anmerkungen! Sie sind allgemein zu knapp, oft wenig informativ und nicht selten ungenau. Einige Beispiele: Die Anmerkung zu einem Text Adys (S. 281 f.) ist ein Scheinkommentar, denn was da »erläutert« wird, geht mit Ausnahme der Hinweise zur Person des Dichters aus dem Text selbst hervor. Zum interessanten Brief an »Pesti Hírlap«, in dem sich Mann über das Magyarentum äußert, fehlt die genaue Publikationsangabe (S. 329; vgl. Bibl. Nr. 540), die Folgerung in der Anmerkung, der unbekannte Empfänger sei Kosztolányi gewesen, ist unzuverlässig und höchstwahrscheinlich falsch. — Um welchen Roman Pál Neubauers geht es in Manns Brief vom 9. 12. 1932? Die Anmerkungen (S. 355) schweigen sich aus. — Zu einem Bericht des »Pester Lloyd« vom 24. 11. 1934 über einen Vortrag von Th. Mann in Basel bieten die Herausgeber als Anmerkung schlicht: »Bisher konnte nicht festgestellt werden, um welchen Vortrag es sich handelt« (S. 360). Irgendwie muß ihnen entgangen sein, daß es sich offenbar um die Ansprache handelt, die Th. Mann am 11. 11. 1934 zum »Tag der Völkerverständigung« auf Einladung der »Europa-Union« vor fast 2000 Zuhörern in Basel gehalten hat. — Zum Brief Th. Manns an seinen Bruder Heinrich (S. 426) fehlt jede Angabe. — Die Sängerin Maria Basilides wird in zwei Texten (S. 432, S. 455) erwähnt. Zunächst wird die von Th. Mann bewunderte Künstlerin in den Anmerkungen übergangen. Zum zweiten Text — Leser suche! — findet sich dann eine Erläuterung, die aber der Bedeutung von Maria Basilides vor allem als bahnbrechende Bartók-Interpretin in keiner Weise gerecht wird (»...sang oft Lieder von Bartók...«!) — Aber genug der schlimmen Beispiele, zumal deutlich geworden sein dürfte, was deutlich werden sollte: auf editorische Beigaben, die dem Leser nicht helfen oder auf die er sich nicht verlassen kann, sollten Herausgeber und Verlag lieber verzichten. Das spart dem Leser viel Arbeit.

Hilfreich ist die nach der Methode von Bürgin-Mayer angelegte und bearbeitete »Zeittafel«, die unter nicht weniger als 140 Daten die Ungarn-Beziehungen Thomas Manns im chronologischen Aufriß komprimiert darstellt. Freilich, was hätte es verschlagen, wenn — um nur ein Beispiel zu nennen — unter dem 17. 02. 1924 bemerkt worden wäre, daß der dort erwähnte Text auf S. 329 f. abgedruckt ist. Warum unterbleiben solche Hinweise?

Für die imposante Bibliographie, die mit ihren 1764 Eintragungen auf fast 100 S. ein willkommenes Hilfsmittel der Thomas-Mann-Forschung darstellt, wird man dem gewissenhaften Bearbeiter Ferenc Szász ohne Vorbehalte danken. Die 77 Bildtafeln sind etwas lieblos behandelt und zwar sowohl was ihre technische Qualität als auch was ihre Kommentierung betrifft, die — wenn sie nicht überhaupt fehlt — oft nichtssagend, überflüssig ist. Köstlich und trotz sehr mäßiger Bildqualität geradezu ein Genuß sind die Serienaufnahmen, die Thomas Mann während des Vortrages mit amüsantester Gestik und Mimik zeigen (Bildt. 25 ff.). Der Dichter hat übrigens seine Freude an der Bildfolge gehabt — den Hinweis auf die briefliche Bekundung dieser Freude (S. 406) sparen sich die Herausgeber.

Schließlich einige Worte zur sprachlichen Gestalt: die meisten Texte sind Übersetzungen, für die Irene Kolbe verantwortlich zeichnet. Der Rez. hat zwei Stichproben gemacht und kann danach nur hoffen, daß die übrigen Übertragungen weniger flüchtig und fehlerhaft sein mögen, als dies bei Hatvany's Erinnerungen (S. 455; Original auf Bildtafel Nr. 75) oder bei Bálint's Glosse (S. 469; Original auf Bildtafel Nr. 56) der Fall ist: »latinos« z. B. heißt »lateinisch« im Sinne von »lateinische Völker«, »Lateinamerika«, also »romanisch« und nicht »romantisch«. Der ungarische Satz »Kis jelentet varázsolt elénk 1816-ból« heißt wörtlich, »er zauberte eine kleine Szene vor uns aus 1816«; man wird ihn am besten so übersetzen: »er zauberte eine kleine Szene aus dem Jahre 1816 vor unsere Augen«; die hier gegebene Übersetzung lautet aber »Eine kleine Szene verzauberte uns in das Jahr 1816« und das ist nicht nur falsch, sondern unsinnig, weil Bálint hier vom vorlesenden Thomas Mann sagt, daß er uns etwas vorzaubert. Solche Fehler finden sich in beiden Übertragungen, vermeidbare Fehler, aber umso ärgerlicher. Verstöße gegen die deutsche Sprachrichtigkeit kommen vor, so u. a. »Bekanntschaft zu« (S. 19), »sich ... gegenseitig tröstend... nahm er... Abschied... von seinen ungarischen Freunden«... (S. 46), »echte und reinige[!]deutsche Revolution« (S. 244), »in Einzelheiten leicht zu definierbare Weltanschauung« (S. 251), »skurriller Humor« (S. 262), »Geistreichigkeit« (S. 299), sind aber selten. Druckfehler finden sich in dem in Ungarn hergestellten Buch erfreulich wenige, gleich drei gravierende jedoch auf S. 150. Überhaupt sind Druckbild und buchtechnische Aufmachung durchaus ansprechend.

Insgesamt: wir haben ein materialreiches, interessantes und anregendes Thomas-Mann-Buch vor uns, das für die Ungarn-Kunde mehr als genug abgibt. Die gute Konzeption hätte durch eine gründlichere editorische Betreuung voll zur Geltung gebracht werden können. Man wird das Buch mit Gewinn lesen und benutzen, wenn man es in jedem Fall mit der nötigen Vorsicht, ja mit Mißtrauen zu Hand nimmt.

Ludwig Szlezák

Regensburg

Kun, Eva: *Die Theaterarbeit von Sándor Hevesi*. München 1978. 356 S. = Münchener Beiträge zur Theaterwissenschaft 11.

Als ich den ehrenvollen Auftrag erhielt, dieses Buch zu besprechen, hatte ich die heimliche Absicht, meine Jugenderlebnisse vom damaligen Nationaltheater wiederzuerwecken und meine Dankbarkeit und Achtung vor dem Geist seines Direktors, Alexander Hevesi, zu bezeugen. Denn von seinen Inszenierungen hatte ich 36 (einige sogar drei-, vier- bzw. fünfmal) gesehen. In

einem Zeitalter, wo das Fernsehen unbekannt und das Kino wenig gedankenerregend war, bot Hevesi mit erbärmlich wenig technischer Ausstattung ein vollkommenes Schau- und Hörspiel-Theater.

In den Jahren des ersten Weltkrieges und in den Nachkriegszeiten, fast 17 Jahre lang, war Hevesi Chefregisseur, Direktor, dann Intendant des Ungarischen Nationaltheaters. Damals waren für ihn die Lehrjahre sowie die Jahre der romantischen und tapferen Experimente schon vorüber. In einem Institut, das mit historischen Traditionen schwer belastet, für eine verwundete und gedemütigte Nation spielen sollte, hatte er seine Arbeit sorgsam und hingebungsvoll geleistet. Er war mit seinem ungarischen Volk einig; er war damals kein Korrespondenzpartner von G. B. Shaw, kein Freund E. G. Craigs — er war die leitende Persönlichkeit des Nationaltheaters, des ersten Theaters in Ungarn. Obzwar diese Stelle manchmal auch von Unwürdigen usurpiert wurde, er jedenfalls kannte deren Würde. Das Geheimnis seiner erfolgreichen künstlerischen Tätigkeit lag eben darin, daß er mit der Gesellschaft, für die er arbeitete (zumindest bis zu den dreißiger Jahren), in Harmonie stand.

Sein Publikum stammte aus dem gebildeten Mittelstand. Deswegen hat man heutzutage wieder begonnen, ihn als Handlanger der herrschenden Klassen zu schmähen. (Man vergißt aber, daß die Aufgabe der Intelligenz unter anderem der Dienst an den jeweiligen herrschenden Klassen ist.) Der Grund zur Klage wurde zur Zeit durch die Briefsammlung von Zsigmond Móricz an seine Gattin Mária Simonyi gegeben (herausgegeben und mit Begleitschrift versehen von Lili Móricz, Budapest 1980). Obzwar die Herausgeberin die notwendigen Bemerkungen an die abschätzigen Worte ihres Vaters hinzufügt, dessen unbegründete Unzufriedenheit die heikle Situation des Intendanten (eines Juden in dem sich Tag zu Tag mehr faschistisierenden Land, Ébredő Magyarok), und die materiellen Verhältnisse des Theaters wohl erklären, ganz abgesehen davon, daß der episch begabte Schriftsteller sehr auf den in der Bühnentechnik vollkommen bewanderten Intendanten angewiesen war.

Aber kehren wir zurück zu Kun's schönem Buch.

Als Hevesi Shakespeare inszenierte, dessen Kunst er am meisten gewachsen war, läßt er die Dramen auf einer Bühne, »auf der die benötigte Spielfläche mit schnell auswechselbaren ... und stilisierten Dekorationen angedeutet wurde«, spielen. Diese von Dr. G. Staund entlehnten Worte sind bestimmt wahr. Wahr ist aber auch, daß das Nationaltheater unter Hevesi sehr arm war, so daß diese Stilisierung der Dekoration mehr oder minder einem Notstand entstammte. Ich erinnere mich an einen zerrissenen lilafarbenen Hintergründvorhang, vor dem sein Hamlet den großen Monolog herrlich auf sagte.

In den Nachkriegszeiten funktionierten die Privattheater glänzend, sie bezahlten ihre Künstler reichlich. Hevesi hatte wenig Geld, seine Hände waren aber nicht nur durch Geldmangel, sondern auch durch die Traditionen gebunden. Er hatte einige ausgezeichnete Schauspieler und viele Stümper, in die er, wie der liebe Gott in Adam, die Seele einhauchte. Hamlets Mutter spielte eine ältliche Dame, die ihre Laufbahn noch unter Ede Paulay (gest. 1894) begonnen hat, und Claudius war ein intelligenter und fleißiger älterer Herr, der aber die Sexualität schon längst vergessen hatte. Der Dänenprinz, von dem hochbegabten Árpád Odry gespielt, war ein Literary Gentleman, der zwar die eigenhändige Henkerarbeit haßte, er schickte aber Rosenkrantz und Guildenstern, ohne mit den Wimpern zu zucken, in den Tod. Und aus diesen so verschiedenen Künstlern holte er doch seine Hamlet-Auffassung heraus; wir saßen dort fasziniert und klopfenden Herzens... Nie aber hatten wir das Gefühl, eine Herde von Raubtieren zu sehen — auf der Bühne

lebte die englische Renaissance, die Welt des jungen und aufstrebenden Englands.

Das Quellenmaterial in Kun's Werk ist vollkommen und gibt eine perfekte Charakterisierung von Hevesis Bedeutung in der europäischen Theaterwelt. Von seinen Beziehungen zu den großen Persönlichkeiten der damaligen Bühnen malt die Verfasserin ein ebenso treues wie interessantes Bild; besonders die Nebeneinanderstellung von Hevesi und Brecht ist lehrhaft — das zu ergänzen gehört aber nicht zu den Pflichten des vaterländischen Rezensors.

Der historische Hintergrund beansprucht jedoch einige Modifizierungen. Josef II. war nämlich kein so gemüthloser Feind der ungarischen Kultur, wie das die Verfasserin nach einem 1963 erschienenen Buch annimmt, andererseits war aber 1850 noch ein Jahr der tiefsten Unterdrückung Ungarns, und die Nation war damals noch »brutal behandelt«. Der sprichwörtliche Konservatismus des ungarischen Nationaltheaters ist mit allen alten Nationaltheatern der Welt gemeinsam und wurde den Blättern eines nicht minder veralteten Buches entnommen. Darin aber ist Kun ganz unschuldig — ihr stand keine modernere Theatergeschichte Ungarns zur Verfügung.

Die Schlußfolge meiner Zeilen: »Ich träume als Kind mich zurück« und nicke zustimmend »mein greises Haupt.«

Edith Mályusz

Budapest

Marosi, Ernő: *Magyar falusi templomok* [Ungarische Dorfkirchen]. Budapest: Corvina. 2. Aufl. 1979. 151 S., 87 Fotos.

Einleitend muß darauf hingewiesen werden, daß die im Titel angekündigte Absicht — nämlich »ungarische« Dorfkirchen vorzustellen — manche Erwartungen enttäuschen wird: es werden nämlich keineswegs die Grenzen des ehemaligen Königreiches Ungarn dieser Arbeit zu Grunde gelegt. Das Buch müßte eigentlich »Die Dorfkirchen des heutigen Ungarn« betitelt sein. Wohl aus Rücksicht auf die Nachfolgestaaten des Königreiches Ungarn verzichtete der Autor auf die Mitbehandlung der ungarischen Randgebiete in der Slowakei, in Siebenbürgen und in der Wojwodina. Daß die Dorfkirchen des Burgenlandes außer Acht gelassen wurden, kann der Leser noch eher akzeptieren — hier kann man in der Tat behaupten, daß die auf dem Kerngebiet (im heutigen Ungarn) befindlichen und hier vorgestellten Beispiele auch für die adäquaten Baudenkmäler des Burgenlandes stellvertretend auftreten können. Schwieriger wird die Ankündigung, »ungarische« Kunst vorstellen zu wollen, wenn die nördlichen, östlichen, und südlichen Randgebiete keine Berücksichtigung finden — und somit gleichsam behauptet wird, die Denkmäler des Kernlandes können exemplarisch etwa für die Kirchen der Szekler oder Slowaken auftreten. Die Sonderformen dieser Randgebiete belegen das Gegenteil. Wie auch Marosi im Rahmen seiner Arbeit vortrefflich darstellt, ist die Bauaufgabe »Dorfkirche« unzertrennlich mit dem Begriff »Mäzen« verbunden, das heißt: die überwiegende Mehrzahl dieser Bauwerke wurde durch den jeweiligen Großgrundbesitzer erbaut — und das sind bis zum 20. Jh. vor allem Ungarn gewesen, die somit in der Tat hier eine »ungarische Dorfkirche« errichteten. Diese an sich banale Feststellung macht es noch einmal deutlich, wie schwierig und risikoreich die Darstellung dieses Themas ist, wenn die Behandlung an den Grenzen des Kernlandes haltmacht.

Diese Sätze mögen als »Spitzfindigkeit« abgetan werden — sie dürfen trotzdem manch einer hochgespannten Erwartung vorbeugend entgegenwirken, indem sie die im Buchtitel angekündigte Absicht zurechtrücken. Will der Leser die mit diesem Buch gewonnenen ausgezeichneten (dies sei betont, um die scheinbare negativ-kritische Ausgangsbasis dieser Betrachtung zu korrigieren!) Erkenntnisse um die Vergleichsbeispiele der früher ebenfalls ungarischen Randgebiete erweitern, so muß er auf die kunsthistorische Literatur der Slowakei, Rumäniens, Jugoslawiens, oder aber auf die ungarischen Arbeiten des 19. und der 1. Hälfte des 20. Jhs. verwiesen werden — bedauerlicherweise fiel die Bibliographie, die Marosi seinem Buch beifügte, äußerst knapp aus.

Die Erkenntnisse aber, welche der Verf. bei der Betrachtung der heute in Ungarn stehenden Dorfkirchen vermittelt, müßten mit dem Prädikat »sehr gut« ausgezeichnet werden. Anhand ausgewählter Beispiele werden die Entwicklungsformen der Dorfkirchen Ungarns von König Stephan I. bis zur Mitte des 19. Jhs. dargestellt. Besonders hervorgehoben werden muß die Tatsache, daß der Verf. auf die Ursprünge der Beschäftigung mit dem Objekt »ungarische Dorfkirche« im 19. Jh. eingeht, und damit (vielleicht ungewollt) einen wertvollen Beitrag zur Kenntnis der ungarischen Kunst nach 1850 liefert. Gleich nach der Einführung — mit der er die Dorfkirche als Sonderleistung einer Gemeinschaft zu definieren versucht — stellt Marosi gleichsam seine Vorgänger vor: Floris Romer u. a., die seit der Mitte des 19. Jhs. die ungarische Dorfkirche als nationale Leistung und Vorbild neu zu bewerten begannen. Die um die Jahrhundertwende entstandenen Bauwerke eines Ödön Lechner, Károly Kós u. a., greifen dann die Formensprache dieser als typisch ungarisch erachteten Kunst wieder auf. Auch dieses Phänomen hat seine Vorstufen und Vorbilder, die alle in der Romantik und der damit verbundenen Rückbesinnung auf die eigene, nationale Vergangenheit wurzeln — in Bayern z. B. beginnt bereits kurz nach 1850 die Wiederaufnahme der Formen der oberbayerischen, ländlichen Holzarchitektur (der bis heute kaum beachtete Arnold von Zenetti, der Münchner Stadtbaumeister, kann als einer der Hauptrepräsentanten dieses volkstümlichen Historismus bezeichnet werden).

Mit diesem einleitenden Kapitel wird gleichzeitig die spezifisch ungarische Bedeutung der ländlichen Architektur betont und hervorgehoben — und mit dem Hinweis auf die Rezeption dieser Kunst im 19. Jh. auch die Möglichkeit mitgeliefert, eben diese Rezeption einer neuen, fundierten weil wissenschaftlichen Würdigung unterziehen zu können. Somit wird dieses Buch zu einem grundlegenden Handbuch jeder Beschäftigung mit der ungarischen Architektur des Historismus! Der Verf. beschränkt sich nicht auf die bloße exemplarische Vorstellung und Beschreibung der Dorfkirchen einzelner Stilepochen, sondern liefert das Wesentliche. Diese analytische wissenschaftliche Einstellung dokumentiert auch die Aufteilung des Werkes: es werden nicht primär die einzelnen Stilepochen chronologisch vorgestellt, sondern vor allem Gedanken zum Thema »Dorfkirche« ausgesprochen. Mit dem Kapitel über die Rezeption im 19. Jh. wurde dieses Vorgehen bereits deutlich gemacht. Es folgen dann die Kapitel zur »Dorfkirche als Bauaufgabe«, und zu einer Besonderheit dieser ländlichen Architektur: zur »Traditionspflege«, die mit Umbauten des Überlieferungsgutes gleichsam eine Vorstufe des heutigen Denkmalschutzes bildet — eine noch immer kaum beachtete Tatsache!

Mit dem Kapitel über »die mittelalterliche Dorfkirche« liefert der Verf. — wie bereits angedeutet — insbesondere kulturgeschichtliche und morphologische Betrachtungen zum Thema. Er weist auf die dominierende Rolle des Grundbesitzers hin, der bis zum 20. Jh. praktisch ununterbrochen als Mäzen

auftritt, und mit »seiner« Kirche sich selbst ein repräsentatives Denkmal zu setzen bestrebt ist. Um diese Dominante gruppieren sich dann auch die Häuser der wohlhabenderen Dorfbewohner, die dem Grundbesitzer nachzueifern bestrebt sind — als Mäzene des Gotteshauses, im Rahmen ihrer Möglichkeiten.

Die formelle, architekturgeschichtliche Seite der mittelalterlichen Dorfkirchen Ungarns kommt bei den Betrachtungen des Autors — neben der soziologischen und historischen — keineswegs zu kurz. Marosi weist sehr richtig auf die Rundkirche als weitverbreiteter Typus der mittelalterlichen ungarischen Architektur hin, betont die Bedeutung der möglichen markantesten Vorbilder (Grabeskirche in Jerusalem, Pantheon in Rom, Pfalzkapelle Karls des Großen in Aachen), läßt aber die Hinweise auf die wahrscheinliche Vermittlerrolle der byzantinischen Kunst vermissen. Seit dem 14. Jh. wird freilich dieser Typus verdrängt, und zwar durch die gotische Architektursprache — wieder wären hier Hinweise auf die Vermittlerrolle der engen politischen Beziehungen zum Deutschen Reich angebracht und aufschlußreich. Marosis Verdienst ist allerdings die Herausarbeitung der ab jetzt dominierenden und als typisch zu bezeichnenden architektonischen Gestalt der ungarischen Dorfkirchen (wie eingangs betont, müssen die Randgebiete mit ihren Sonderformen ausgeklammert werden): die Apsis als Würfel, anschließend das erhöhte Langhaus als länglicher Quader gebildet, beide mit einem Satteldach versehen, im Westen ein wiederum quadratischer Turm, von einer Dachpyramide bekrönt. Es kann nunmehr mit Marosi übereinstimmend behauptet werden, daß diese Außerscheidung im wesentlichen bis ins 19. Jh. hinein zur vorherrschenden Form der ungarischen Dorfkirchen wird. Auch die Gotik ändert nichts an dieser Aussage, sie liefert nur einige neue als rein konstruktiv zu bezeichnende Elemente (wie Strebepfeiler oder Kreuzgratgewölbe) hinzu.

Um 1500 beginnt die Renaissance auch auf die ungarischen Dorfkirchen überzugreifen — Marosi widmet dieser Erscheinung ein eigenes Kapitel, wobei er sich mit der Innenausstattung als dem herausragenden Beitrag dieser Epoche intensiver beschäftigt. Sehr bedeutsam sind die fast versteckten Hinweise des Autors auf kunstgeschichtliche Phänomene, die als Ausblicke auf folgende Epochen gedacht sind: hier auf die Tatsache, daß Denkmäler der Renaissance wegen der »Umbauwut« des Barock so spärlich überliefert sind. Hier wird vielleicht unbewußt ein Merkmal der Kunst überhaupt angesprochen: ihr enormes Selbstbewußtsein, ihr Selbstvertrauen, das zur Zerstörung des jeweiligen Überlieferungsgutes führte. Ein Phänomen also, das nicht nur die Kunst des 19. Jhs. kennzeichnete — wie heute noch immer angenommen wird — sondern, wie hier Marosi belegt, auch dem Barockzeitalter eigen gewesen ist. Noch einmal muß somit auf die »Nebenprodukte« der Arbeit Marosis hingewiesen werden: auf seine umfassende kunsthistorische Betrachtungsweise, die noch unbekannte Phänomene auch der Kunst des 19. Jhs. mit erläutern hilft!

Auch im Kapitel über die »Dorfkirche im 16.—17. Jahrhundert« weist Marosi auf Zusammenhänge hin, die manch eine künstlerische Erscheinungsform erst überhaupt verständlich machen — diese analytische Betrachtungsweise kann nicht genug hervorgehoben werden. Hier sind es die Türkenkriege, die in der ungarischen Architektur der Zeit eine kaum zu überschätzende Rolle spielten: die Herausbildung der sog. Wehrkirchen ist eine dieser außenbedingten Formen. Auch die Reformation und Gegenreformation spielten hier eine gewichtige Rolle, nicht nur in Gestalt des unrühmlichen Bildersturmes, sondern auch in der protestantischen Architektur, die während der Gegenreformation eine Sonderform zu entwickeln gezwungen wurde. Hier

spielten die Holzkirchen der nördlichen und östlichen Randgebiete des Königreiches Ungarn eine dominierende Rolle, wurden aber aus eingangs vermuteten Gründen in das Buch von Marosi nicht aufgenommen.

Die ungarische Dorfkirche des Barock und des Klassizismus behandelt der Autor in einem Kapitel. Wieder einmal werden die klassieren Voraussetzungen ausführlich angesprochen: die Bildung der »Casa parochorum« im Jahre 1650 etwa, die wichtige Beiträge zur ländischen Sakralbaukunst leistete, dann die Baubureaus der Großgrundbesitzer, die auch die Bautätigkeit an den Dorfkirchen zentralisierten — so ist es möglich gewesen, daß einige der bedeutendsten Architekten der Zeit (Giovanni Battista Carlone etwa) auch für die Dorfkirchen Entwürfe lieferten. Dies führte konsequenterweise zur Annäherung der bisher mehr oder minder eigenständigen ländlichen an die städtische Sakralarchitektur und ihre allmähliche Verschmelzung. Es muß aber darauf hingewiesen werden, daß auch im Barock die im Mittelalter entwickelte typische Konzeption der ungarischen Dorfkirche (eintürmige Fassade, Langhaus, niedrigere Apsis) bewahrt blieb. Erst mit dem Klassizismus tritt auch in dieser Richtung ein Wandel ein, die Dorfkirche als solche verliert ihre Sonderstellung und wird zum integralen Bestandteil der allgemeinen Architekturauffassung.

Bedauerlicherweise verläßt Marosi bei der Behandlung der Baukunst des 19. Jhs. die so herausragenden Tugenden seiner bisherigen Betrachtungsweise: die Heranziehung der zeitbedingten äußeren Voraussetzungen, und die daraus resultierende unbefangene, objektive Analyse der architektonischen Ergebnisse. Nun wird er tendenziös, ordnet sich der heute noch immer stark vorhandenen subjektiven Ablehnung der künstlerischen Resultate des Historismus unter, und verurteilt damit die beginnende Emanzipation der national-ungarischen Architektur. Denn insbesondere die 2. Hälfte des 19. Jhs. ist der Zeitpunkt gewesen, zu dem Ungarn zu eigenständigen Architekten werden — bisher sind es Italiener oder Deutsche gewesen, die für die ungarischen Auftraggeber die Entwürfe lieferten. Doch nicht nur diese Emanzipation wird somit durch Marosi mißverstanden — auch die Architektur des Historismus leidet unter dem Mangel an Interesse und unbefangener Einstellung. Da wird wörtlich behauptet, »von nun an, wenn im Dorf eine Kirche gebaut wird, diese in der Regel nicht aus ihm, nicht aus dem Willen der Gemeinde erwächst, sondern in sie hinein gebaut, angesiedelt wird... Im Laufe der Entwicklung bildet sich der Zustand der Gemeinde heraus, in dem sie nicht mehr fähig ist, in ihrer Kirche ihren geistigen Mittelpunkt heranzubilden — und diesen Mittelpunkt auch nicht hier sucht. Im Laufe des 19. Jahrhunderts... hört die Dorfkirche als Bautypus auf zu existieren« (S. 70).

Die einzelnen Pfeiler dieser Behauptungen sind morsch und daher unhaltbar. So ist es keineswegs ein »Phänomen« des 19. Jhs., wenn eine Kirche ins Dorf »hinein gebaut, angesiedelt wird«, vielmehr ist dies immer so gewesen — der meist anderswo residierende Grundherr ließ die Gotteshäuser errichten oder umgestalten, dies zeigte Marosi sehr richtig insbesondere bei der Behandlung der Barockepoche auf, die variable Muster ausarbeitete, und der Grundherr dieses Fertigprodukt in seine Gemeinde verpflanzen ließ. Mit Ausnahme der Holzkirchen sind die Dorfkirchen zu keinem Zeitpunkt autarke Entwicklungen gewesen, die ohne die Vorarbeit der außerhalb liegenden Kunstzentren denkbar wären. Daher kann die Dorfkirche nie »als Bautypus... zu existieren« aufhören — diese Existenz besaß sie immer nur in Abhängigkeit von der Architektur der jeweiligen Epoche. Auch die Dorfkirche des 19. Jhs. bleibt bei dieser Kontinuität. Freilich tritt in Ungarn um 1900 eine neue, stark nationale Färbung hinzu, die — wie auch Marosi am Anfang seines

Buches aufzeigte — auf eben jene Formen zurückgriff, die die ungarische ländische Bauaufassung aus der Gotik, der Renaissance, oder dem Barock gleichsam heraus destillierte, sie mit eigenen Motiven anreicherte, und so als Endprodukt die typisch ungarische Dorfkirche schuf. Marosi zeigt diese Entwicklung und Typologie grundlegend auf — um so unverständlicher wird nun seine Geringschätzung der Kunst, die u. a. eben diese Resultate wiederentstehen ließ.

Distanziert sich der Leser von dieser Voreingenommenheit, so wird für ihn die Lektüre des — ich betone noch einmal: ausgezeichneten! — Buches von Marosi auch zu einer intimeren Bekanntschaft mit der ungarischen Architektur des 19. Jhs. verhelfen.

Julius Fekete

München

Horak, Karl: *Das deutsche Volksschauspiel in Mittelungarn*. Marburg: Elwert 1977. 270 S. = Schriftenreihe der Kommission für Ostdeutsche Volkskunde in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde 17.

Das deutsche Volksschauspiel in Ungarn ist aus mehreren Gesichtspunkten ein wichtiges Forschungsgebiet: innerhalb des deutschen Volksschauspiels ist es eine archaische und altertümliche Erscheinung und seltsamerweise kann es noch archaischere Schichten vertreten als das ungarische (und slowakische) Volksschauspiel — obwohl die deutschen Ansiedler auf dem Gebiet des heutigen Ungarn praktisch erst seit dem Ende des 17. Jhs. leben und ihre Traditionen auch durch zahlreiche Neuerungen und bürgerlichere Formen charakterisiert sind.

Horak beschäftigt sich nunmehr seit dem vierten Jahrzehnt mit der Erforschung des Volksschauspiels der Deutschen in Ungarn und überhaupt mit dem des Karpaten-Beckens. Das jetzige Buch ist gleichzeitig der Abschluß einer Serie, in der Material über das Burgenland, den Banat und die als »Schwäbische Türkei« bekannte Region in den Komitaten Tolna und Baranya publiziert wurde. Die ganze Serie wird im großen und ganzen auf einheitliche Prinzipien aufgebaut und beinhaltet größtenteils in den letzten Jahrzehnten gesammeltes Forschungsmaterial, bezieht sich jedoch stellenweise auch auf frühere Daten. Horak stellt zuerst das Gebiet des mittelungarischen Berglandes vor und veröffentlicht danach in zwei Kapiteln die Volksschauspiele von insgesamt 12 Traditionskreisen. In der Adventszeit werden Nikolaus, Luzia und die Herbergsuche und zur Weihnachtszeit drei Sorten von Spielen (Adam- und Evaspiele, Christkindspiele und Christkindlumgang) vorgeführt, dann kommen das Neujahr und die Heiligen drei Könige an die Reihe. Den anderen Anlässen (Sommer und Winter, Fasching, Leiden-Christi-Spiel, Pfingstkönig und sogar auch den Bräuchen der Hochzeit und des Namenstages) wird nur eine kurze Beschreibung zuteil.

Die Puppenspiele werden gesondert erwähnt. Die Vorstellung ist überall beschreibend, die Texte werden mit Angabe der Gewährsleute gebracht, die Requisiten werden in Zeichnungen und einigen Bildtafeln gezeigt. Die Praxis des Brauches führt der Verf. am Ende des Bandes vor. Hier behandelt er Gestalten des Schauspiels sowie ihre Bekleidung; deren gesellschaftlicher Funktion sowie deren Änderungen widmet er ein gesondertes kurzes Kapitel. Am Ende des Bandes ist der nötige philologische Apparat zu finden: An-

merkungen, Indizes, Literaturverzeichnis und Bildtafeln. Da er denselben Brauch aus mehreren Gemeinden präsentiert, könnte er dazu auch eine Verbreitungskarte oder einen Vergleich zwischen den deutschen und den ungarischen Bräuchen geben, aber entsprechend den Zielsetzungen dieser Serie treffen wir hier nur die Textangabe an. Zwar benutzt er auch die Daten von früheren Sammlern, doch stützt sich Horak in erster Linie auf seine eigene Arbeit. Im letzten Jahrzehnt arbeitete er auch mit ungarischen Folkloristen (Tekla Dömötör, Béla Kálmánfi) und Germanisten (Károly Manherz) zusammen, was ihn vor allem zum Erschließen der Parallelen und der Gewährsleute verhalf.

Die zuverlässige Arbeit ist fast schon übertrieben objektiv. So benutzt der Verf. auch dort die ungarischen Ortsnamen, wo es auch eine deutsche Form gibt, obwohl die letztere offensichtlich eine Formabwandlung des ungarischen Ortsnamen ist. Das Volksschauspiel ist ein sehr wichtiges Gemeinschaftssymbol, wodurch es sehr empfindlich auf die politischen und gesellschaftlichen Änderungen reagiert. Außerdem hat ein Teil des publizierten Stoffes religiöse Thematik, was in Ungarn nach 1945/49 nicht immer von Vorteil war. Die Kleider deuten den Wohlstand an, was ebenfalls nicht immer ratsam war zu zeigen. Auf diese Gesichtspunkte geht der Verf. vielleicht vorsichtshalber nicht ein. Er gab trotzdem eine zuverlässige, objektive Arbeit, die nicht nur für die Forscher des (deutschen und ungarischen) Volksschauspiels in Ungarn unentbehrlich ist. Sie stellt eine der wichtigsten Publikationen der letzten Jahre auf dem Gebiet der einheimischen deutschen Folklore dar.

Mit großer Freude sei mitgeteilt, daß gerade am Ende der 1970er Jahre, als Horak seine Sammlung beendet hat, auch seitens der ungarischen Folkloristen die Sammlung dieses Materials begann und hoffentlich innerhalb einiger Jahre in einem ähnlichen Band publiziert wird. Horaks Buch setzte einen Maßstab dafür, wie die in Ungarn zu fertigende Publikation das Thema behandeln soll. Auch hier wird eine objektive Arbeit nötig sein, die mit ihrem abweichenden Gesichtspunkt dieses Material gut ergänzen und gleichzeitig auch zeigen kann, in welcher Richtung im letzten Jahrzehnt diese so wichtige Tradition sich entwickelt oder geändert hat. Es wird noch die Verbreitung und die historische Schichtung zu untersuchen sein und dann kann man die deutschen Volksschauspiele des Mittelgebirges als das am besten erforschte und sehenswerteste Gebiet der Folklore des Ungarn-Deutschtums anerkennen.

Vilmos Voigt

Budapest

Beiträge zur Volkskunde der Ungarndeutschen. A magyarországi németek néprajzához. Budapest: Tankönyvkiadó (Lehrbuchverlag). Bd. 2 (1979), 230 S.

Diese 1975 von der Ungarischen Ethnographischen Gesellschaft und dem Demokratischen Verband der Deutschen in Ungarn begonnene Serie befaßt sich mit der Vergangenheit und der Gegenwart der Deutschen in Ungarn (innerhalb der heutigen Staatsgrenzen). Der nun vorliegende zweite Band folgt dieser Zielsetzung.

Die einleitende Studie von Karl Mollay *Bürgerliches Leben in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts in Ödenburg* (S. 9—42) zeichnet anhand der Geschichte der Familie Haberleiter das Leben des mittelalterlichen Bürgertums zu genannter Zeit nach. Ein Beitrag von Karl Manherz *Der Heideboden* —

Heidebauern (S. 43—71) schildert die Ausprägung deutscher Kultur in der Wieselburger Heide; er enthält (neben einem ausführlichen Bericht über die bisherige Forschungstätigkeit zu diesem Thema) frühneuhochdeutsche Textproben aus diesem Raum. Im näheren Umfeld dazu steht die Abhandlung von Marietta Boross, die sich mit *Illustrationen der handschriftlichen Liederbücher der Deutschen auf dem Heideboden* (S. 73—98) beschäftigt. Elisabeth Hajdú erläutert in einer ebenso breit gefächerten wie klar gegliederten Studie den Weinbau in Schambeck/Zsámbék in Wort und Bild (S. 99—144). Besonderen Themenkreisen aus dem südlichen Transdanubien entstammen die letzten drei Beiträge. So erbringt Karl Vargha wichtige Erkenntnisse zur Ansiedlung der Deutschen in Schelitz/Zselic (S. 145—158). Maria Imre-Karl Manherz informieren über das Töpfereiwesen in den beiden deutschen Dörfern Nadasch/Mecseknádasd und Altglashütten/Óbánya in der Baranya (S. 159—184). Elly Kiss beschreibt *Deutsche Volkstanzüberlieferungen im südlichen Transdanubien* (S. 185—230).

Es sind jeweils Resumés in englischer und ungarischer Sprache angefügt. Die zahlreichen und drucktechnisch sauberen Illustrationen, etliche Tabellen und Notenbeispiele sowie eine detaillierte, ansprechende Schilderung mit stets übersichtlichem Aufbau verleihen diesen Veröffentlichungen wissenschaftliche Gedeihenheit. Nicht zuletzt aufgrund weitgefäßer Quellen- und Literaturhinweise verdient es diese Serie, bei Ethnographen, Historikern und Germanisten Beachtung und Anerkennung zu finden.

Monika Dirrigl

Regensburg

Etnografija Južnih Slavena u Mađarskoj. Etnografija Južnih Slovena u Madjarskoj. Etnografija Južnih Slovanov na Madžarskem. A magyarországi délszlávok néprajza [Volkskunde der Südslaven in Ungarn]. Budapest: Tankönyvkiadó. Bd. 3 (1979). 178 S.

Sowohl vom Inhalt als auch von der äußeren Gestaltung her ähnelt diese Reihe den oben vorgestellten Beiträgen zur Volkskunde der Ungarndeutschen.

Sie wird vom Demokratski Savez Južnih Slavena u Mađarskoj herausgegeben und befaßt sich mit der Volkskunde der Südslawen (Kroaten, Serben) im heutigen Ungarn. Diese Thematik ist wichtig und interessant angesichts der Tatsache, daß die Südslawen (besonders die Serben) im 18. und noch im 19. Jh. in Ungarn (auch innerhalb der heutigen Staatsgrenzen) eine Rolle gespielt haben. Man braucht nur an die Raitzenstädte in der Theißebene und an den kirchlichen Mittelpunkt Szentendre denken. Einiges davon schimmert bis zur Gegenwart durch.

Einleitend und zum eigentlichen Gesamtthema hinführend befaßt sich Gyula Ortutay (S. 9—20) mit der Stellung des ungarischen Volkes »zwischen Ost und West« und der sich daraus ergebenden Sonderentwicklung der Kultur. László Kósa untersucht (S. 21—33) den neuesten Forschungsstand der Volkskunde über die Südslawen in Ungarn ab 1945. Er gliedert diese neue Forschungsepoche in zwei Abschnitte (1945 bis 1960 und von 1960 bis zur Gegenwart) und erläutert die entsprechenden Themenbereiche, von denen einige häufig, andere wiederum nur sporadisch abgehandelt werden. Im Beitrag von Igor Grin (S. 34—59) werden 20 serbische Volksliedertexte und deren ungarische Übersetzung der auf dem südöstlichen Teil der großen ungarischen

Tiefebene liegenden fünf serbokroatischen Dörfer veröffentlicht. Nach einem Überblick über die Siedlungsgeschichte dieser Dörfer wertet der Verf. die Volksliedtraditionen aus, erläutert die ungarischen und rumänischen Einflüsse auf den Volksliederschatz, weist auf den zentralen Platz der türkischen Thematik hin und stellt einige charakteristische Momente der Weitergabe der Überlieferungen dar. Ivan Horvat (S. 60—72) befaßt sich mit der Volksballade, insbesondere mit drei kroatischen Balladen vom Soldatenmädchen und der Versballade des »Anonymen aus Sempte, Vom König Béla und von seiner Tochter Bankó.« Stjepan Velin (S. 73—129) beschreibt die Eigenart des Koleda, einer besonderen Art des Volksliedes vor allem in der Batschka. Zahlreiche Liedtexte sind aufgeführt, die unterschiedliche Themenbereiche berühren. Die Studie von Đuro Franković (S. 130—148) enthält Beiträge zur Geschichte der Fünfkirchener Gerberzunft, wobei auch auf den hohen sprachgeschichtlichen Wert der kroatischen und ungarischen Eintragungen in den Zunftbüchern hingewiesen wird. Maria Kozar-Mukić informiert über die Volksmeteorologie aus dem slowenischen Dorf Felsőszölnök. László Matusek beschreibt (S. 157—175) die alte bosniakische Hochzeit in Áta. Der Aufsatz enthält sowohl Abbildungen über Tanzformationen und Trachten als auch Lieder.

Alle Beiträge sind auf serbisch bzw. kroatisch verfaßt und mit deutschen und ungarischen Zusammenfassungen versehen. Sämtliche Autoren fügen ihren Aufsätzen ausführliche Literaturangaben an, die es ermöglichen, sich jeweils einen größeren Einblick zu verschaffen.

Martina Pöllinger

Regensburg